



Unser Titelblatt

Ambulanter Strassenverkauf ist eine Möglichkeit, mit der sich zahllose Zugewanderte versuchen über Wasser zu halten. Wer – wie diese Frau in Kinshasa – schon in Drogerieartikel investieren und sich herausputzen kann, begibt sich in die Quartiere der Reichen, oft weitab vom eigenen Zuhause, das möglicherweise in einem der engen Massenquartiere oder in den weit ausufernden Slums liegt.

Bild: Susy Greuter

Ausser vielleicht den sagenumwobenen Timbuktu, Mopti und Aksum, sind afrikanische Städte eher selten Ziel der Touristen. Sie sind Durchgangsstation oder werden mit den Kolonial- und Siedlerquartieren und internationalen Zentren verwechselt, die man begehrt. Afrikanische Städte wirken allzu real, beängstigen häufig, und der Blick für die geschichtlichen Spuren darin fehlt uns ...

Aber Städte sind längst ein zentraler Teil der Realität Afrikas. Heute leben bereits 40 Prozent der Bevölkerung in Städten, die durchschnittlich pro Jahr um 7 Prozent wachsen. Die Abwanderung der Landbevölkerung war erst getrieben vom Bedarf, mit bezahlter Arbeit die koloniale Kopfsteuer zu bezahlen, dann immer mehr von der vergleichsweisen Armut der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft und der schieren Hoffnung, sich einen Anteil an den Versprechungen städtischer Zivilisation zu ergattern: Bezahlte Arbeit, Schulen, Gesundheitsstationen, Befreiung von der engen sozialen und familiären Kontrolle, Blick auf die Welt. Es wird damit gerechnet, dass in zwanzig Jahren bis zu 70 Prozent der Menschen in Afrika in Städten leben werden.

Das war keineswegs das Ziel der Kolonialbehörden und Siedler, wie Elisio Macamo in seiner Einleitung zeigt. Im Gegenteil taten sie alles, um die Zuwanderung zu begrenzen, griffen – nicht nur im Falle Südafrikas – zu rigorosen Kontrollen des Aufenthalts, Rückführungen aufs Dorf und sich wiederholenden Vertreibungen. Sicher aber vermieden sie, Zuwanderung im Masse der Arbeitsmöglichkeiten vorzusehen und die Ausdehnung der Stadt ausreichend zu planen, es sei denn in weit abliegenden «Townships», «cités planifiées» usw.

So blieb es denn auch eine lange Zeit nach der Entkolonialisierung. Seither ist oft der grössere Teil der Stadt von den Zuwanderern selbst strukturiert, gebaut und auf ihren vordergründigen Nutzen ausgerichtet worden. Die meist mangelnde Kapazität und Aufmerksamkeit der Behörden für den Infrastrukturausbau überliess es den Bewohnern dieser Quartiere, sich selber zu helfen. Der Alltag muss ständig neu erfunden, das Allernotwendigste und ein wenig Wohlbefinden (Wasser, Strom) immer wieder ad hoc erobert werden. Sicherheit ebenso wie Verdienstmöglichkeiten müssen hier weitgehend selbst geschaffen werden. Informelle Wirtschaft gehört wesentlich zu afrikanischen Städten. Doch abgesehen von sporadischen, oft brachialen staatlichen Interventionen ist dies alles möglich und gibt dem städtischen Leben in Afrika eine Lebendigkeit, die ständig Neues schafft. ■

Susy Greuter

Impressum

Ausgabe 138 | Mai/Juni 2010

ISSN 1661-5603

Das «Afrika-Bulletin» erscheint vierteljährlich im 35. Jahrgang.
Herausgeberin: Afrika-Komitee, Basel.

Redaktion: Hans-Ulrich Stauffer und Susy Greuter
Redaktionssekretariat: Beatrice Felber Rochat

Afrika-Komitee: Postfach 1072, 4001 Basel, Schweiz
Telefon (+41)61-692 51 88 | Fax (+41)61-269 80 50

E-Mail Redaktionelles: afrikabulletin@afrikakomitee.ch

E-Mail Abonnemente und Bestellungen: info@afrikakomitee.ch

Postcheck-Konto Basel 40-17754-3

Für Überweisungen aus dem Ausland:

in CHF: MigrosBank, IBAN CH95 0840 1016 1437 3770 7

in Euro: Postkonto, IBAN CH40 0900 0000 9139 8667 9

(Bic SwiftCode: POFICHBEXX; Swiss Post, PostFinance, CH-3000 Bern)

Das Afrika-Komitee im Internet: www.afrikakomitee.ch

E-Mail-Adresse: info@afrikakomitee.ch

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Veit Arlt, Pius Frei, Elisio Macamo, Barbara Müller,
Ursula Scheidegger, Henri-Michel Yéré.

Gestaltungskonzept: typOHaller

Layout: 9•6 | Felicitas Wernli | Basel

Druck: Rumzeis-Druck, Basel

Inserate: Gemäss Tarif 5/99, Beilagen auf Anfrage

Jahresabonnement: Fr. 25.–/Euro 20.–

Unterstützungsabonnement: Fr. 50.–/Euro 35.–

Im Mitgliederbeitrag von Fr. 60.–/Euro 40.– ist das Abonnement enthalten.

Redaktionsschluss Nummer 139: 30. Juni 2010.

Interessenten an einer Mitarbeit sind eingeladen,
mit der Redaktion Kontakt aufzunehmen.

Stadtluft macht erfinderisch

Vom Potential afrikanischer Städte

Afrikanische Städte sind Brutstätten des Neuen. In ihnen wird Afrika immer wieder neu erfunden. Es ist schon eigenartig, was viele von uns wahrnehmen, wenn wir afrikanische Städte betrachten. Wir nehmen wahr, was nicht in Ordnung ist, aber nicht das, was Afrika möglich macht. Es ist Zeit, dass sich diese Sichtweise ändert. Elisio Macamo fasst zusammen.

Afrikanische Städte können viel hergeben. Sie können uns nämlich zeigen, dass im Spannungsverhältnis von Verwaltung und gesellschaftlichem Alltag Afrikaner ihr Schicksal in die Hand nehmen und dabei ihre Lebenswelt selbst prägen. Die Eigenleistung der Afrikaner anzuerkennen ist Voraussetzung dafür, dass man die Probleme versteht, die den Kontinent plagen, aber auch dafür, dass man anfängt die Grenzen und Potentiale der eigenen Lösungsvorschläge zu begreifen.

Afrikanische Städte haben sehr lange zur Illustration dessen erhalten müssen, was alles nicht so gut läuft auf dem Kontinent. In den 70er Jahren mussten sie die Verantwortung dafür übernehmen, dass ländliche Räume von afrikanischen Regierungen vermeintlich vernachlässigt wurden. Das damalige Schlagwort hiess «urban bias», also Parteinahme für die Städte. Man warf afrikanischen Regierungen vor, sich zu sehr auf die Probleme der Städte zu konzentrieren. Man hielt, so der Vorwurf, Nahrungsmittelpreise künstlich niedrig damit die Stadtbevölkerung ruhig gehalten werden könnte. Darunter aber litten die Bauern, die als Reaktion die Landflucht ergriffen oder, was noch schlimmer gewesen sein soll, die Landwirtschaft einstellten und dadurch die Abhängigkeit des Landes von Importen verschärften. Und so wurden Stadt und Land in der Entwicklungspolitik gegeneinander ausgespielt. Dabei wurde gerne auf die Vorstellung zurückgegriffen, dass der ländliche Raum das wahre Afrika abbilde. Es kam nur den wenigsten in den Sinn, dass solche Spannungsverhältnisse auch Ausdruck davon sein könnten, wie sehr Afrika unter weltweiten strukturellen Bedingungen litt. Darüber hinaus, und wissenschaftlich relevant, boten solche Spannungsverhältnisse ideale Beobachtungsfelder um zu verstehen, wie Afrikaner ihren Alltag zu gestalten versuchen.

Auch historisch gesehen ist die afrikanische Stadt immer ein Dorn im Auge der kolonialen Behörden gewesen. Diese wussten wenig mit ihr anzufangen. Die Einbeziehung der Afrikaner in die Geldwirtschaft verlangte von ihnen, dass sie sich von ihren Ursprungsgemeinden trennten. So fanden sich anschliessend viele alleine in der Stadt und wurden zum Problem gemacht, das in den Büros der kolonialen Verwaltungen mit der Bezeichnung «das Problem des entwurzelten Afrikaners» bezeichnet wurde. Entwurzelt heisst ohne klare Stammeszugehörigkeit und Bindung. Die Lösung für die Behörde bestand darin, dafür zu sorgen, dass diese Bindung nicht abreisst. Ein angenehmer Nebeneffekt – für die koloniale Verwaltung – war, dass die Stärkung der Bindung «entwurzelten Afrikaner» zur Ursprungsgemeinschaft den kolonialen Staat und die



von der Arbeitskraft der Afrikaner profitierenden Unternehmen von der Pflicht entband, für die allgemeine soziale Absicherung der für Lohn arbeitenden Afrikaner aufzukommen. Es ist durchaus möglich, dass die viel beschworene und ausgedehnte afrikanische Grossfamilie ihren wirklichen Ursprung in diesem widersprüchlichen kolonialen Zwiespalt hat.

Wichtig festzuhalten vor diesem Hintergrund ist, dass in afrikanischen Städten das Neue entsteht. Dennoch ist in gewisser Weise das Neue, das in Städten ausgebrütet wird, das Alte, in dem Sinne, dass es nicht nur darum geht, sich anzupassen, sondern eben auch um die Aneignung des Fremdens und den kreativen Umgang mit der eigenen Lebenswelt. Afrikanische Städte stellen abgegrenzte, jedoch weltoffene Lebenswelten dar, in denen Bewohner die Geschichte praktisch auslegen, die sich im Zusammentreffen verschiedener Faktoren, Gefahren, Bedrohungen, Innovationen, Interventionen, Technologien und Ideen offenbart. Was daraus hervorgeht ist ein Afrika, das danach schreit, wahrgenommen und verstanden zu werden. ■

Diskrepanz der Behausungen und der Umgebung in einer Stadt der Apartheid: Kapstadt. Im Bild die beiden Hauptdarsteller im Film «Im Schatten des Tafelbergs», der zur Zeit in der Schweiz auf Tournee ist (siehe Seite 16). Filmstills aus «Im Schatten des Tafelbergs» von A. Kleider und D. Michel

Schmelztigel Johannesburg

Eine Stadt geprägt von der Apartheid

Gold bildete die Initialzündung. In bloss hundert Jahren wuchs Johannesburg von der Minenstadt zu einer beeindruckenden Metropole – geprägt aber wurde sie durch die rassistische Politik der englischen und burischen Siedler. Diese und nicht die urbanen Probleme des Transportes und der Infrastruktur bestimmten ihre Planung. Das Leiden der schwarzen Bevölkerungsmehrheit unter diesem Regime war städtebaulich festgeschrieben. Nach ihrer Befreiung vom politischen Joch der Apartheid verblieben diese Strukturen, und der Widerstand der einst Privilegierten gegen ihre Gleichstellung schafft neue Barrieren. Der Einblick von Ursula Scheidegger.

Die Entdeckung von Gold im Witwatersrand war der Beginn von Johannesburg und die Entwicklung der Stadt ist eng verbunden mit der Expansion der Minenindustrie. Der Minensektor brauchte billige Arbeitskräfte, die nicht nur auf dem Land in Südafrika, sondern auch in den Nachbarländern rekrutiert wurden – mit einschneidenden Folgen für die Sozialisationsstrukturen afrikanischer Familien. Von Anfang an war die Bewegungsfreiheit von nicht-weissen Arbeitern in Johannesburg eingeschränkt. Unterkünfte waren nur in speziell vorgesehenen Stadtteilen erlaubt und bereits 1900 fanden die ersten Zwangsumsiedlungen statt – die Vertreibung der Schwarzen, Inder und Malayen aus dem Zentrum von Johannesburg und die Zerstörung der «Coolie» und «Kaffir Location».

politischen Kontrolle. Nicht nur ideologische sondern auch wirtschaftliche Erwägungen wie Verfügbarkeit und Kontrolle von rechtlosen Arbeitskräften waren die Gründe für die Einschränkungen der nicht-weissen Bevölkerung.

Die weltweite Nachfrage nach Gold während der grossen Depression und dem zweiten Weltkrieg führte zu einer massiven Expansion der Minenindustrie. Zudem war Südafrika auch ein bedeutender Lieferant von Waffen und Kriegsmaterial. Die Zahl der Industriebetriebe in Johannesburg nahmen von 1933 bis 1946 von 6543 auf 9999 zu und entsprechend stieg die afrikanische Bevölkerung von 1936 bis 1948 von 229 122 auf 455 000. Der Zustrom in die Townships führte zu einem massiven Mangel an Unterkünften: Am Ende des zweiten Weltkriegs wohnten zum Beispiel im Osten von Orlando West (Soweto) 20 000 Leute in 4042 Räumen mit 73 kommunalen Toiletten. Der ersten Squatter Organisation schlossen sich in kürzester Zeit über 20 000 Squatters an, welche bereits vor der Institutionalisierung des Apartheidstaats 1948 günstige Unterkünfte forderten.

Segregation zugunsten der Weissen

Auch die Migration von verarmten weissen Farmern, die ihr Glück in Johannesburg suchten, folgte dem ökonomischen Boom. Die Zahl der Neankömmlinge und die schlechte Infrastruktur hatte die Verslumung von gewissen Stadtteilen zur Folge. Der höhere Lebensstandard der weissen Mittelklasse erlaubte ihnen andererseits den Wegzug vom Zentrum in die Suburbs. Der Urban Areas Act von 1923 und der Slums Act von 1934 legitimierten die Räumung von verslumten Gebieten aus sanitären Gründen. Die nicht-weisse Bevölkerung wurde an den Rand der Stadt, nach Pimville und Orlando, die neuen Vororte in Soweto, verfrachtet. In ehemaligen Slums wurden dagegen verschiedentlich subventionierte Wohnungen für verarmte Weisse gebaut. Der Ausbau des Sozialstaats in den 40er Jahren begünstigte die verarmte, weisse Bevölkerung, eine wichtige Wählergruppe der Nationalen Partei.

Die Umsiedlung des grössten Teils der nicht-weissen Arbeiterklasse an den Rand der Stadt – nicht nur nach Soweto sondern auch in andere Townships – war aus stadtplanerischer Perspektive eine der nachhaltigsten Fehlkalkulationen, weil die langen Arbeitswege von Anfang an unüberwindbare Transportprobleme schafften. In der Folge nahmen illegale Unterkünfte in Hinterhöfen und Industriearealen in der Nähe der Arbeitsorte zu. Auch war die Vermietung von illegalem Wohnraum lukrativ für Vermieter, was Influxkontrollen zusätzlich erschwerten.



(Über-)Leben in den Townships. Filmstill aus «Im Schatten des Tafelbergs» von A. Kleider und D. Michel

Die Vertreibung der schwarzen Bevölkerung nach Kliptown im Südwesten der Stadt markiert den Anfang der South West Townships (Soweto) zur selben Zeit. Der Native Land Act 1913 und der Native Urban Areas Act 1923 regulierten und limitierten die Bewegungsfreiheit der nicht-weissen Bevölkerung zusätzlich, der Zugang zu Land und Wohngebieten beschränkte sich auf Native Reserves und drei Freehold Areas im Witwatersrand: Sophiatown, Kliptown und Alexandra, wo Nicht-Weisse auch Immobilien erwerben konnten. Segregation und die Limitierung der Bewegungsfreiheit waren, lange vor der Einführung der Apartheidgesetze 1948, bereits zentrale Aspekte der sozialen Ordnung und

Das Rad wird überdreht

Nach dem Krieg begann dank der wachsenden Wirtschaft eine intensive Bautätigkeit: Johannesburg sollte eine ebenso moderne Stadt wie New York werden. Die Hochhäuser im Stadtzentrum aber auch in Hillbrow zeugen von dieser Entwicklung. Mit der Machtübernahme durch die Nationale Partei 1948 wurden die bereits bestehenden Einschränkungen für die nicht-weiße Bevölkerung systematisch ausgebaut. Der Group Areas Act 1950 und der Bantu Authorities Act 1951 verschärften die Segregation und waren die Grundlage für Homelands oder Bantustans. Es folgten rigorose Umsiedlungen in die Townships und Deportationen von Arbeitslosen in die Bantustans.

Wegen steigender Bodenpreise im Zentrum um die neuen Wolkenkratzer und der stagnierenden Ökonomie in den 70er Jahren zogen immer mehr Betriebe aus dem Stadtzentrum. Ausserdem beeinträchtigen der wachsende Widerstand gegen das Regime und die akute Transportkrise die Kapazität der Regierung, das rigorose Kontrollsystem aufrecht zu erhalten. Die Zahl der illegalen, nicht-weißen BewohnerInnen im Zentrum und Hillbrow nahm nicht nur zu, dieses «Greying» weisser Wohngebiete wurde von Arbeitgebern unterstützt, weil der ungenügende öffentliche Transport auch Arbeitszeit und Leistung beeinträchtigte. Ausserdem forderten die Aufstände in den Townships und der bewaffnete Befreiungskampf alle Ressourcen des Staates. Der völlig unterwanderte Group Areas Act wurde 1991 aufgehoben. Die Aufforderung, zur Entlastung des Staates in weissen Wohngebieten private Sicherheitsdienste einzusetzen war der Anfang einer sehr fragwürdigen Entwicklung.

Von den Minen zu den Dienstleistungen

In etwas mehr als 120 Jahren hat sich die Agglomeration von Johannesburg zu einem der bedeutendsten Wirtschaftszentren des afrikanischen Kontinents entwickelt. Nach konservativen Schätzungen wohnen mittlerweile vier Millionen Menschen in Johannesburg, in der Agglomeration über zehn Millionen. Fast 75 Prozent der nationalen Firmen haben ihren Hauptsitz in Johannesburg und das durchschnittliche Jahreseinkommen pro Haushalt ist hier 57 Prozent höher als das Durchschnittseinkommen im restlichen Teil des Landes.

Längst ist der Minensektor als wichtigster Wirtschaftszweig vom Sektors abgelöst worden. Nach wie vor sind aber die ArbeiterInnen, die mit ihrer Arbeit massgeblich zum Wohlstand und Reichtum beigetragen haben, davon ausgeschlossen. Vorsichtigen Schätzungen gemäss ist die Arbeitslosigkeit in Johannesburg von 27 Prozent im 1994 auf über 37 Prozent angestiegen und der informelle Sektor wächst immer schneller. Dazu kommen die ungleiche Entwicklung der Infrastruktur, fehlende Unterkünfte, Krisen in den Gesundheits-, Erziehungs- und Transportsektoren. Armut und Ungerechtigkeit und damit soziale Spannungen nehmen zu und spiegeln sich in der hohen Kriminalität und Gewaltbereitschaft.

Probleme bleiben unbewältigt

Das Ende der Apartheid konfrontiert die privilegierten Jo'burger zum ersten Mal nicht nur mit Problemen wie Armut und Obdachlosigkeit, sondern bringt auch Auseinandersetzung mit Bewohnern, denen vorher der Zugang zu weissen Quartieren nur mit Einschränkungen erlaubt war. Die grossen Probleme sind aber nach wie vor an den Rand der Stadt verdrängt. Die neue Verfassung bringt zwar gleiche Rechte für alle, aber oft sind soziale Beziehungen immer noch von alten Hierarchien und Werten geprägt, genauso wie die Normen, welche Vorstellungen über angemessenes Verhalten im öffentlichen Raum beeinflussen.

Dezentralisierung und die Mitwirkung lokaler Organisationen und der Bewohner waren nach 1994 zentrale Aspekte der Demokratisierung. Dezentralisierung ist aber problematisch und kaum förderlich für eine umfassende Integration nach der systematischen Segregation der Apartheid. Zudem braucht es nationale Strategien für die Armutsbekämpfung und die Schaffung von Arbeitsplätzen, sowie Massnahmen gegen soziale Spannungen und Gewalt.

Privilegien aufzugeben ist schwierig

Wie unbeliebt integrative Strategien aber sind, demonstriert beispielsweise die Reaktion von Jo'burgern in ehemals weissen Wohngebieten auf die neu eingeführte gemeinsame Steuerbasis, ein Konflikt, der genährt wird durch die Verwendung eines grossen Teils der Steuereinnahmen zur Entwicklung der vernachlässigten Infrastruktur in den Townships. Nicht nur grossflächige Boykotte der Steuern, sondern auch der Ruf nach einer zusätzlichen Stimme für Hausbesitzer in lokalen Wahlen zeugen von einem fragwürdigen Demokratieverständnis.

Es ist schwierig Privilegien aufzugeben. Das dezentralisierte System verstärkt die Macht von einflussreichen lokalen Gruppen und Individuen. Die Ergänzung von staatlichen Mitteln mit Beiträgen aus dem Privatsektor und die Promotion von öffentlich-privaten Partnerschaften ist eine attraktive Alternative für Gruppen, welche die Kontrolle über den Staat verloren haben. Eine gravierende Konsequenz ist die Privatisierung des öffentlichen Raums, sei es durch die Rehabilitation von Wohnkomplexen und des angrenzenden Erholungsraums – dann nur noch erschwinglich für bestimmte Einkommensklassen – oder durch Zugangskontrollen zu Quartieren durch private Sicherheitsfirmen. Probleme wie Armut und soziale Spannungen werden mit verschärften Kontrollen statt mit umfassenden Sozialprogrammen angegangen. Die limitierte Kapazität des Staates, Korruption und fehlendes Vertrauen in Staatsinstitutionen ermuntern den Rückzug in private Arrangements, die vor allem partikularen Bedürfnissen und nicht einer umfassenden Entwicklung dienen. ■

Ursula Scheidegger arbeitet im Department of Political Studies an der University of the Witwatersrand, Johannesburg. Sie lebt seit längerem im südlichen Afrika.

Kinshasa – Kin la belle

Erneutes Erblühen nach dem Niedergang?

«Kin la belle» wurde die Kinshasa, die Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo, in den Sechzigern genannt, eine Stadt, in der sich die Leute in jedem Quartier einen Platz für Feste geschaffen haben, wo man sich samstags trifft, isst, Musik erschallt... Susy Greuter rekonstruiert den Werdegang und einige persönliche Erlebnisse.

In 50 Jahren hat Kinshasa seine Bevölkerung verzwanzigfach auf nunmehr über acht Millionen. Die Landflucht war durch den Bürgerkrieg (von 1996 bis 2001) massiv beschleunigt worden. Zu sagen, der Ausbau der Infrastruktur hätte mit dem Anschwellen der Stadt nicht Schritt gehalten, käme einem Schönreden gleich. Sie war schon zuvor mehr der Improvisation der Zuzüger überlassen als einer Planung, die der mobutistischen Behörde kaum notwendig erschienen war. Der Nachholbedarf ist gewaltig – doch die Festfreude hat sich erhalten!

Denkwürdige Eindrücke

Ankunft am Flughafen Ndjili, ein Dezemberabend. Der Flughafen war im Umbau: Verschachtelte Zu- und Abgänge machten es schwierig, «meinen» Fahrer zu finden. Doch schliesslich sass ich in einem gewaltigen Vierradantrieb, und wir passierten die Kontrollen ohne weitere Schwierigkeiten. Es wurde eine einprägsame Fahrt. Erst durchquerten wir die leere Schwemmebene, die, als Spielfeld des nahen Stromes, nicht überbaut ist – erstaunlicherweise, musste ich später dankbar vermerken. Inzwischen war es Nacht geworden und hatte in solch tropischen Strömen zu Regnen begonnen, dass unsere Räder Fontänen zu beiden Seiten verspritzten, als wir uns dem ersten Grossquartier näherten.

Sonderbarerweise bemerkte ich dies nicht an beginnenden Häuserreihen, sondern an den Menschen, die plötzlich in dichten Kolonnen links und rechts je eine der sechs Fahrbahnen der geteerten Autostrasse einnahmen. Sie schoben sich selbst zwischen die zu einem Stau aufgelaufenen Vehikel und, gar nicht oder nur behelfsmässig gegen den Regen geschirmt, strebten unbeirrt ihren unsichtbaren Zielen zu. «Sie kommen vom Fussballstadion», erklärte der Fahrer, was die Aufgeräumtheit und Unverdrossenheit der Masse ihm durchnässten Sonntagsstaat fassbar machte.

In einer Senke war das Regenwasser inzwischen zu einem fast knietiefen See zusammengelaufen, sodass die Fahrer verlangsamten mussten schon um ihre Ventile trocken zu halten, doch die Fussgänger hielten sich noch immer nahe der Fahrbahn. Verständlich, denn jenseits der bloss von den Autoscheinwerfern erhellten Strasse war es stockdunkel. Nur schemenhaft zeichneten sich zu beiden Seiten niedrige Häuser hinter einem breiten, ungeteerten Seitenstreifen ab, auf dem Reihen von kleinen Kiosken, erhellt von winzigen Petrollämpchen, ungerührt Esswaren und anderes feilhielten. «Stromunterbruch...», kommentierte der Fahrer, der angab, selber in diesem Quartier – Masina – zu wohnen.

Dann wieder leere Räume, bloss von riesigen Autokreuzungen durchzogen. Die Weiterfahrt durch Industrieareale hinter hohen Mauern brachte uns schliesslich in ein nicht unschönes Zentrum mit einem Boule-

vard, gesäumt von Hochhäusern und Shoppingcenters. Wir waren in Gombe angelangt, dem einst den belgischen Kolonialherren vorbehaltenen Viertel und hier befand sich auch meine Unterbringung. Es war eindeutig von Vorteil, in diesem Quartier zu wohnen, denn hier gab es nicht nur selten Stromunterbrüche, es bot darüber hinaus Blick auf Grünflächen, riesige Allee-bäume und ruhige Strassen entlang des Kongo, die Spaziergänge erlaubten.

Die Wohnungspreise sorgen dafür, dass Gombe noch immer – wenn auch nicht den Weissen – den «besseren» Angestellten vorbehalten ist.

Die Planung reichte nicht

Die ungeheuren Diskrepanzen, aber auch ein Blick auf die ursprüngliche Stadtplanung hatten sich mir schlagartig eingeprägt. Das hinter dem Gleithang des Stromes angelegte Stadtzentrum hielt immer schon seine Distanz zu den tiefer gelegenen «Quartiers indigènes», wo seit den dreissiger Jahren Siedlungen für die Arbeiter mit ein- bis zweistöckigen Häusern in dichten Reihen gebaut wurden – durchaus ansehnlicher und komfortabler als in südafrikanischen Townships. Die Bauweise richtete sich allerdings nach einem europäischen Lebensmuster, das den afrikanischen Gebräuchen wenig entsprach.

Diese «Cités planifiées» boten Ende der 50er Jahre aber nur einem Teil der auf beinahe 400 000 Menschen angewachsenen Stadtbevölkerung Obdach: den wohlintegrierten Arbeitern und Angestellten. Ein Grossteil der neuen Zuwanderer musste sich in prekärster Weise in den Eigenbauten der ersten «Dienstboten-Quartiere» untermieten, welche inzwischen zu einer unerträglichen und wenig geregelten Verdichtung zusammengewachsen waren.

Landnahme

1968 lebten bereits eine Million Menschen im nun Kinshasa getauften Leopoldville. Die Zeit des staatlichen Siedlungsbaus war vorbei und die afrikanischen Ansprüche hatten sich durchgesetzt. Erstmals 1959 enterten «Squatters» in einer Bewegung des zivilen Ungehorsams das freie Land zwischen den europäischen Stadtteilen und den «Cités Indigènes» und lösten die alten Regelungen schlagartig auf. Anführer von Unabhängigkeits-Parteien nutzten die Gunst der Stunde, sich mit einer Zuteilung von Parzellen eine Klientele zu schaffen.

Ihnen folgten bald die «Chefs de Terre» der an die «Cités» anstossenden, ursprünglich bäuerlichen Siedlungen in der freihändigen Vergabe von Grundstücken, und rasch – angesichts ausbleibender Sanktionen der bedrängten Kolonialbehörden – sahen auch Angestellte der kommunalen Verwaltungen und unternehmerische Individuen ihre Chance für einen Extraprofit aus solchen Transaktionen. Auf Zugangsstrassen, Wasser-

versorgung oder gar Abwassersysteme wurde dabei kaum geachtet. Die allernötigste Infrastruktur wurde erst später, nach einer behelfsmässigen Legalisierung der Tatsachen, rudimentär nachgeliefert. Innerhalb von zwei Jahren wurde so eine Fläche von 5000 Hektar besiedelt, während die geplanten «Cités» im Vergleich lediglich deren 765 bedeckten!

In der Folge dehnte sich die Stadt pro Jahr um 1000 Hektar weiter aus, in gleicher Weise allmählich alle Hügel, Flussufer und Felder einnehmend, die noch gerade festen Baugrund boten. Anfänglich aus praktischen Gründen bevorzugt waren Terrains, welche von Bächen durchzogen waren, und die Siedlungsdichte blieb noch ziemlich dünn. Die Latrinen waren über Sickergruben angelegt, was in dem feinsandigen Boden keine Schwierigkeit bot. Abwässer wurden von den häufigen Regengüssen mitgerissen in die Bachläufe, die sich als gurgelnde Flüsse eingruben, aber ihren Dienst anfänglich durchaus taten.

Die Stadt schwillt an

1974 war die Stadt auf fast 2,5 Millionen Einwohner angewachsen. Auch die neuen Quartiere verdichteten sich rasch, indem zugewanderten Clan-Angehörigen ein Baurecht auf dem gleichen Grundstück verkauft wurde, die Freiflächen dazwischen als neue, kleinere Parzellen angeboten, eine weitere Reihe von Grundstücken gegen den Bach hin eingeschoben wurden... Inzwischen hatte die Stadtverwaltung eventuell eine Strasse – fast immer ohne Belag – und eine Trinkwasserzufuhr gebaut. Die Erreichbarkeit des Zentrums und der Industriequartiere waren gewichtige Vorteile.

So war man 1994 bei 4,7 Millionen Einwohner angelangt. Auch die Hügel hinter den Quartieren wurden allmählich besiedelt, die Bäume gefällt und der Boden blossgelegt, um Hofplätzen und Gärten Raum zu geben. 1996 brach der Bürgerkrieg aus und Heerscharen von Landbewohnern flüchteten vor den marodierenden Soldaten nach Kinshasa. In den folgenden sieben Jahren der Unruhen wuchs die Stadtbevölkerung nochmals um 50 Prozent an – weitere drei Jahre später überschritt sie 2006 die Acht-Millionen-Grenze.

Die Sache beginnt zu Dampfen

Gleichzeitig war diese Phase ungünstig für einen geordneten Ausbau der Infrastruktur. Bäume und Grünflächen mussten weichen, um genügend Raum für all die Bauvorhaben zu schaffen, Brennholz zur Hand zu haben, und die Abfallberge wuchsen. Die Tropengewitter wuschen den Abfall und den losen Sand in die Bäche und liessen diese zu gefährlichen SchlammLawinen anschwellen. Sie durchweichten die Böden, und manches steil gewordene Bachufer stürzte ein. An einem Morgen im Mai 2006 vermisste ich unsere Köchin. Aufgelöst kam sie erst mittags angestürzt: Die Hausfront sei nachts eingestürzt! Es war nicht das grösste Unglück in ihrem Quartier und liess sich über die folgenden Wochen sogar beheben, während anderen die ganzen Häuser in den Abwassergraben gekippt waren.



Städtische Infrastruktur – während Jahren vernachlässigt. Ein kleines, alltägliches Gewitter in Kinshasa führt zu grossen Problemen.
Foto: Catherine Steinegger

Die Quartierstrassen ausserhalb des einst «weissen» Stadtzentrums sind 2006 immer noch ohne Belag. Entlang dieser breiten sich an Knotenpunkten Märkte aus, in denen die Waren nur zum geringsten Teil an eigentlichen Marktständen angeboten werden. In der Regel sind Früchte, getrocknete Fische, Kartoffeln sorgsam auf Tüchern oder Plastikfolien aufgeschichtet, eine Harasse dient als Unterlage, um die berühmten «Beignets» zu frittieren.

Nur die alten «Cités planifiées» verfügen über eine Kanalisation – die sich allerdings auch in die Abwassergräben entleert. Das Regenwasser der oft täglichen Tropengewitter staut sich in den flachen Zonen rasch zehn Zentimeter hoch auf und fliesst nur langsam ab. Manchenorts wird der Boden, vom jahrzehntealten Schmutz schwarz und undurchlässig geworden, in den Fusswegen und Märkten zu einem zähen Schlamm, ebenso auf den Fahrbahnen, die von unzähligen Sameltaxis durchfurcht werden.

In Kinshasa sind Ruhr und Cholera endemisch. Durchfallerkrankungen sind die häufigste Todesursache (12 Prozent), vor allem natürlich bei Kindern unter fünf Jahren. Malaria folgt auf dem Fuss, denn die stagnierenden Wasserlachen bieten den Mücken idealste Brutstätten. Die schlimmsten Jahre erhöhten Krankheitsbefeils waren allerdings jene des zerfallenden Mobutu-Regimes und des Bürgerkrieges, 1994 bis 1999. Der Krieg selber machte damals in Kinshasa «nur» fünf Prozent der Todesursachen aus.

Aufbruch

Mit der Stabilisierung der Regierung 2006 begannen noch zaghafte Sanierungsmassnahmen. In alter Mobutu-Manier wollte die Verwaltung sich erst auf die Freiwilligenarbeit der religiösen Gemeinschaften und der Nichtregierungsorganisationen abstützen. Einzelne Gemeindebürgermeister aber gingen voraus und sanierten mit Arbeitsbeschaffungsprogrammen was immer zu machen war mit wenig Geld und viel Handarbeit. 2008 schliesslich begann sich die belgische Entwicklungsorganisation einzumischen und den Staat an seine Pflichten zu erinnern: «Kin la Belle» soll wieder auferstehen. ■

Fencing Riviera

Ein Streifzug durch Abidjan

In seinem Essay über das Quartier Riviera in Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste, spricht Henri-Michel Yéré auf subtile Weise wichtige Themen der Afrikaforschung an, wie die Privatisierung des öffentlichen Raumes, die Frage von Sicherheit und deren Instrumentalisierung für politische Zwecke, aber auch die Kreativität und den Handlungsspielraum der Bewohner afrikanischer Städte.

8



Mit der Zeit werden die fliegenden Händler ortsansässig und bauen sich ihre bescheidenen, aber festen Stände. Solche Einrichtungen sind oft Ziel von «Stadtsäuberungsmassnahmen». Ein Bild aus Kinshasa, DR Kongo. Foto: Susy Greuter

Seit jeher bin ich vom Quartier Cocody Riviera in Abidjan angetan und fühle mich mit ihm verbunden. Als meine Familie vor zwanzig Jahren an einem regnerischen Tag aus New York zurückkehrte, staunten mein Bruder und ich über das stille dreistöckige Gebäude und stellten uns vor, es gehöre uns. Dann realisierten wir, dass die Nachbarschaft aus zehn solchen Gebäuden bestand. Die kleine Rasenfläche vor dem Gebäude wurde zu unserem privaten grünen Vergnügen. Zu meinem Erstaunen legten Frauen ihre Wäsche zum Trocknen auf dem Rasen aus. In der Nacht, wenn wir die Autos betrachteten, faszinierten uns die runden Lichter auf dem Parkplatz. Der örtliche Supermarkt erschien uns damals leer und nüchtern, und auch das Personal an der Kasse war nicht besonders freundlich – daran erinnere ich mich gut. Als ich nach fünf Jahren Abwesenheit wieder nach Abidjan zurückkehrte, war ich daher sehr erpicht, mir Riviera anzusehen.

Doch was ich sah, waren wilde Hecken. Ich fühlte mich betrogen. Auf den ersten Blick erschien im Quartier alles wie gehabt. Doch ob der unerschütterlichen Ruhe, die so typisch für Riviera ist, brauchte es einige Tage, um eine Stille wahrzunehmen, die gleichsam aus dem Geräusch dessen bestand, was fehlte.

Von Hecken...

Die Kinder von damals sind inzwischen erwachsen und manche von ihnen leben noch in ihren Elternhäusern. Doch das Quartier hat etwas Fremdes – eine Wild-

heit, die ich von früher nicht kenne. Damals wurden die Bäume und Büsche regelmässig zurückgeschnitten, doch heute reichen sie den Wegen nicht mehr zur Zierde. Sie wuchern und strecken sich zum Himmel aus, als ob es den Pfad, den sie einst säumten, gar nicht mehr gäbe – als sei er hinfällig geworden und selbst Teil des Busches. Heute scheint der Fusspfad seine Existenz lediglich der vornehmen Grosszügigkeit dieses Busches zu verdanken, der ihm ein einstweiliges Dasein erlaubt.

Für diesen Wandel gibt es viele Gründe, doch letztendlich ist er dem Umstand zuzuschreiben, dass die Menschen aufgehört haben, sich um ihre Umgebung zu kümmern. Vielleicht sollte ich eher sagen, die Leute suchen sich nun eigene Punkte aus, an denen sie in die einstmals gezähmte Natur eingreifen. Unsere Hecken haben effektiv etwas Verstörendes an sich. Sie wuchern nicht einfach in einen natürlichen Zustand zurück. Vielmehr verschieben sie die Grenzen der Ästhetik in einen Bereich, der kaum mehr als Natur bezeichnet werden kann, denn deren unschuldiger Zustand der Glückseligkeit ist längst verloren. Es wuchert einfach.

Trotz ihrem reduzierten evolutionären Verhalten sind unsere Pflanzen jener Bestimmung zugeführt worden, die untrennbar mit dem städtischen Leben verbunden ist – der Abgrenzung. Es fängt bei der Wohnungstüre an, die das Private der Wohnstatt von den Unwägbarkeiten des echten Lebens abschirmt. Schon Ende der 1980er und Anfang der 90er Jahre hatten viele Familien damit begonnen, ihre Privatsphäre abzuschirmen. Zuerst verbarrikierten jene, die im Parterre wohnten, ihre grossen Fenster und Balkone mit Metallgittern, was ja auch verständlich ist. Jeder, der es wagt, kann auf ihre Terrasse springen, auch wir haben dies als achtjährige Lausbuben gemacht.

... und Zäunen...

Doch zurück zu den Zäunen. Wie immer ging es um Geld, denn es war augenfällig, welche Zäune am elegantesten waren, welche die beste Lackierung hatten, oder am besten mit der Wand verschraubt waren. Wie so oft im Alltag von Abidjan, nahm das Geld im Spiel des Umzäunens unaufgefordert die Rolle des Schiedsrichters wahr und stellte sicher, dass unser Ansehen in der Gesellschaft korrekt wiedergegeben würde.

Das Umzäunen hat aber auch eine andere, universellere Begleiterscheinung, nämlich eine wachsende Angst. Ein Gefühl öffentlicher Unsicherheit schlich sich in das so friedliche Riviera Golf Elias ein. Es war keineswegs unberechtigt und keine Panikmache. Es war zu Zwischenfällen gekommen; wiederholt waren Schüsse in der Nähe von Anono, der südlich angrenzenden Ebrié Siedlung, gefallen. Die Nachtwächter aus Burkina Faso hatten einige Mochtegern-Diebe gefasst und an der Strassenecke mit Steinen und Trottoir-Stücken das Urteil vollzogen. Das Umzäunen konnte also durchaus gerechtfertigt werden. Auch das Fernsehen zeigte uns an jedem zweiten Abend Leichen von Gangstern, denen die tapfere Polizei ein Ende bereitet hatte. Die Kameras des nationalen Fernsehsenders RTI (Radiodiffusion Télévision Ivoirienne) liessen sich auf den un-

anständigen Flirt mit dem gewaltsamen Tod ein, indem sie auf die Schusswunden der Opfer zoomten. Ein oder zwei Schaulustige wurden interviewt und überhäuft die Polizei mit Lob. Doch niemand stellte sich die Frage, wieso die harte Bekämpfung des Verbrechens auf einmal zum neuen Mantra der Regierungskreise geworden war.

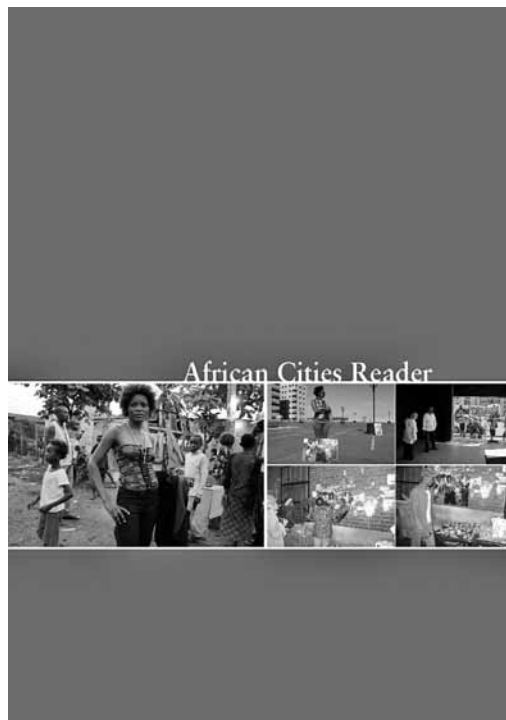
Riviera Golf Elias trank also aus dem Becher von Furcht und Nachahmung, beruhigte sich und begann mit dem Umzäunen. Dabei wurde die gezähmte Natur eingesetzt, was im Alltag zu absurden Situationen führte. Wer nach Anono wollte, musste einen Umweg machen, denn Bougainvilleen und eine Mauer und unzählige weitere Bougainvilleen versperrten die kürzeste Route. Damals empfand ich diese neue Situation als absoluten Skandal, denn der Markt von Anono versorgte unser Quartier. Natürlich hatten die Bewohner bald schon genug von dieser selbstgeschaffenen Blockade und suchten nach Auswegen. Der korpulente Parlamentarier Gnéba Akpalé Jacob verkörperte die seltsame Zeit. Er zog den Spott der Nachbarn auf sich, als er sich durch ein enges Loch im Dickicht der Bougainvilleen zwängte, um an der Hauptstrasse ein Taxi an seinen Arbeitsplatz zu ergattern. Doch immer mehr Bougainvilleen und Fikus wurden gepflanzt.

...zur Zaunrevolution

Die Zaunrevolution gab den Bewohnern der Parterrewohnungen Gelegenheit sich Flächen anzueignen, die der Allgemeinheit zugedacht waren. Dies war keineswegs rechtmässig und zudem wurden diese Landstreifen oft für Pfade genutzt. Doch in den Augen der Parterrebewohner ging es hier um den Schutz ihres Privateigentums – wieso sollten all die Passanten mit einem blossen Blick täglich in ihr Privatleben eindringen können? Ihr engster Verbündeter in diesem Aneignungsprozess waren die Pflanzen, das Dickicht. Als 1988 die Überbauung privatisiert worden und an die jetzigen Bewohner verkauft wurde, wurden als erstes die Gärtner entlassen. Nun wurden sie auf privater Basis wieder durch die Parterrebewohner eingestellt. Die Pfade, die durch den täglichen Strom von Köchen, Kindermädchen, Klempnern, Elektrikern, mobilen Schneidern oder attiéké-Verkäuferinnen in die Rasenflächen geschnitten worden waren, wurden vom privaten Raum verschluckt. Doch wie es so ist, der Fluss ist stärker als der Busch. Er ändert seinen Lauf und unterwirft die Natur der schieren Notwendigkeit, seinem fließenden Schicksal stattzugeben. Und so ist es auch mit den Menschen. Schon sehr bald wurden neue Arrangements mit der wechselnden Architektur Rivieras gefunden und die Leute fanden neue Wege, um nach Anono zu gelangen – in der ruhigen Hitze eines friedlichen Quartiers. ■

Henri-Michel Yéré studierte Geschichte an der University of Cape Town und African Studies an der Universität Basel. Er ist heute Doktorand im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunkts North-South und forscht zum Thema «Negotiating citizenship in 20th-century Côte d'Ivoire» am Ethnologischen Seminar resp. dem Zentrum für Afrikastudien Basel. Er ist aber auch Autor zahlreicher Kurzgeschichten, Essays und Gedichte. Der englische Originaltext erschien im panafricanischen Literaturmagazin Chimurenga Online, ISSN: 1683-6162, www.chimurenga.co.za/page-77.html. Übersetzung: Veit Arlt

Der African Cities Reader



Die Macher des panafricanischen Magazins Chimurenga (siehe den Beitrag Fencing Riviera, in diesem Heft) und das African Centre for Cities präsentieren eine neue Zeitschrift, die sich der Urbanisierung in Afrika widmet.

Der jährlich erscheinende Band bringt Beiträge von Autoren aus Afrika und der Diaspora aus den Bereichen Literatur und Kunst zusammen, die sich kritisch mit der Darstellung städtischen Lebens in Afrika auseinandersetzen. Die Zeitschrift ist dem Pluralismus, Kosmopolitanismus und der Vielfalt der Erfahrungen verpflichtet. Im ersten Heft werden die panafricanischen Praktiken der Urbanisierung aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. Das African Centre for Cities befindet sich an der University of Cape Town und ist das führende Kompetenzzentrum in diesem Bereich auf dem afrikanischen Kontinent. Die erste Ausgabe steht kostenfrei zum Download bereit.

Ntone Edjabe und Edgar Pieterse (Hg.):
African Cities Reader, Johannesburg, ISBN Nummer:
0-9814272-8-7; www.africancitiesreader.org.za

Südafrika

Forderung nach Verstaatlichung der Schlüsselindustrie

Die einflussreiche Jugendliga des ANC fordert die Verstaatlichung von Bergbau und Banken. Die in diesen Sektoren tätigen Firmen sollen unter «Volkskontrolle» gestellt werden. Südafrika ist der weltgrösste Förderer von Platin und einer der wichtigsten Produzenten von Gold, Kohle, Chrom und anderen Metallen. Durch eine Verstaatlichung soll der Zugriff auf diese wichtigen arbeitsintensiven Firmen erlangt werden. Damit könnten neue Arbeitsplätze geschaffen werden, was von grosser Bedeutung sei, denn etwa 40 Prozent der SüdafrikanerInnen sind arbeitslos. Die Verstaatlichung soll durch eine neu zu schaffenden Bergbaugesellschaft sichergestellt werden, welche ihrerseits Mehrheitsbeteiligungen von mindestens 60 Prozent an den bereits bestehenden Firmen erwerben soll. Falls durch ein solches Vorgehen Investoren abgeschreckt würden, sei dies nicht schlimm: «Den Investoren muss bewusst sein, das wir den starken kommunistischen Freund China haben», heisst es im Dokument. Die zuständige Bergbauministerin Susan Shabangu weist die Forderung zurück – doch die Antwort der Jugendliga erfolgt postwendend: Nicht die Regierung, sondern der ANC lege die Politik fest. Die Diskussion erfolgt zu einem Zeitpunkt, in welchem zahlreiche aus der Apartheid stammenden Staatsbetriebe infolge Ineffizienz hoch verschuldet sind und ihre Leistung nicht erbringen, so etwa der staatliche Elektrizitätsversorger Escom. Nichts desto Trotz ist die Verstaatlichungsforderung populär und stösst auf Unterstützung des mächtigen Gewerkschaftsverbandes Cosatu. ■

Brasilien-Afrika

Steigende wirtschaftliche Bedeutung

Brasiliens Wirtschaft hat sich in den vergangenen Jahren rasch entwickelt. Das Land, das in der Weltwirtschaft als Schwellenland bezeichnet wird und zur BRIC-Gruppe gehört (Brasilien, Russland, Indien, China), engagiert sich immer stärker in Afrika. Dabei tritt es Importeur afrikanischer Produkte, namentlich von Rohstoffen auf, andererseits als Exporteur von Industriegütern. Soeben ist ein Engagement des brasilianischen Minengiganten Vale von einer Milliarde Euro in Mozambique bekannt geworden. Vale ist bereits in Guinea, Gabon, Angola, Zambia und Südafrika engagiert. Das Engagement in Mozambique betrifft den Kohleabbau in der Gegend von Moatize (Tete). Brasilien ist sonst vor allem mit Petrobras in der Erdölförderung tätig.

Grösster Handelspartner in Afrika ist Nigeria, von dem vor allem Erdöl bezogen wird (6,8 Mia. Dollar Importe von Nigeria; 1,3 Mia. Dollar Exporte); gefolgt von Angola (2,4 Mia. Importe; 2 Mia. Exporte), Algerien (2,4 Mia.; 677 Mio.) und Südafrika, von wo weniger importiert als exportiert wird (952 Mio.; 1,6 Mia.). Die guten wirtschaftlichen Beziehungen spiegeln sich in einer regen Besuchstätigkeit des brasilianischen Präsidenten Lula da Silva in Afrika wider (acht Afrikareisen; 19 besuchte Länder), während die anderen Staatschefs der BRIC (Brasilien, Russland, Indien und China) Afrika tiefer auf ihrer aussenpolitischen Agenda haben (Putin: fünf Besuche, acht Länder; Hu Jintao aus China: vier Besuche; 18 Länder und der indische Präsident Singh drei Besuche in drei Ländern). ■

Senegal

Milchkreisläufe

Zum Frühstück: Pulvermilch, im Joghurt: Pulvermilch, in den lokalen Süssspeisen (Joghurt mit Getreide) oder im Thiakri: Milchpulver. Der Import von Milchpulver aus Europa ist von 25 Milliarden CFA im Jahre 2002 auf 60 Mia. CFA gestiegen (etwa 133 Mio. CHF). Und dies, obwohl das Land mit drei Millionen Kühen Milch produziert. Doch die Milch kann nicht verarbeitet werden, es fehlt an Transportmitteln, Transportwegen und verarbeitenden Molkereien. So schliesst sich der Kreislauf der senegalesischen Milch... indem sie den Kälbern verfüttert wird. ■

Westafrika

Tourismus

Westafrikas Tourismus entwickelt sich unterschiedlich. Während Senegal einen drastischen Rückgang an Touristen beklagt, steigen die Zahlen in den nicht speziell auf Tourismus ausgerichteten Staaten Mali und Burkina Faso. In Mali leben heute bereits 10000 Personen vom Tourismus, der aber erst mit fünf Prozent zum Bruttoinlandprodukt beiträgt. Senegal hingegen setzte sich 2000 das Ziel, 2010 1,5 Millionen Touristen zu empfangen. Dieses Ziel ist bei weitem nicht erreicht worden. 2008 wurden 490000 Reisende gezählt, 2009 kam es mit 366000 Touristen zu einem Absturz. Viele Tourismusanlagen konnten nicht fertig gestellt werden, zudem werden hohe Flugkosten und Flugplatzgebühren als abschreckend bezeichnet. Überflieger im westafrikanischen Tourismus ist jedoch Kapverde. Mit Zuwachsraten von jährlich 20 Prozent boomt der Tourismus; 2008 reisten 340000 Touristen auf die Inseln, 2009 blieb die Zahl der Reisenden – trotz Krise – gleich hoch. Heute erzielt Kapverde aus dem Tourismus etwa 250 Mio. Euros, was einem Viertel des Bruttoinlandprodukts entspricht. ■

Falsche Stossrichtung im Elfenbeinhandel

Wilderei und der menschliche Bevölkerungsdruck bedrohen die letzten Elefanten Tanzanias. Tanzania und Zambia beantragen, ihre Elefanten an der laufenden 15. Vertragsstaatenkonferenz des Artenschutzübereinkommens CITES in Doha (Katar) von Anhang I auf Anhang II zurückzustufen. Das würde ermöglichen, insgesamt 111 540 Kilo eingelagertes Elfenbein verkaufen zu können. Dieser Vorschlag wird von der Schweizer Delegation unterstützt.

Naturschutzorganisationen wie etwa die Freunde der Serengeti Schweiz (FSS) weisen darauf hin, dass eine Freigabe des Elfenbeinhandels die Wilderei auf Elefanten ankurbeln und zu einem weiteren Abschlachten der Dickhäuter in Ostafrika führen würde. Selbst in der gut geschützte Serengeti werde massiv gewildert, weil es den Rangern an Ausrüstungsmaterial, Fahrzeugen und Treibstoff mangle, um die riesigen Ebenen zu kontrollieren. Noch viel dramatischer sei die weitgehend unkontrollierte Lage im ehemaligen Elefantenparadies Selous, einem Wildschutzgebiet, das mit über 50 000 km² grösser als die Schweiz ist. Im Selous mussten bereits Abertausende Dickhäuter ihr Leben lassen, und gerade jetzt werden dort wieder vermehrt Elefanten gewildert.

Obwohl Tanzania sehr fähige und verantwortungsvolle Leute habe, könnten diese nur wenig gegen die grassierende Korruption, die ausserhalb der Wilderei und die ungenügend kontrollierte Jagd in den vielen Schutzgebieten unternehmen. Deshalb verlangte FSS von der Schweizer Delegation, den Gegenantrag der Staaten Kongo (Kinshasa), Kenia, Ghana, Liberia, Mali, Togo und Sierra Leone für ein zwanzigjähriges Moratorium für alle afrikanischen Elefanten zu unterstützen.

An der CITES-Konferenz schliesslich wurde der Antrag Tanzanias und Zambias abgelehnt. Die Schweiz hat sich an der Abstimmung bezüglich des Verkaufs von Elfenbein der Stimme enthalten, die anderen Anträge, also die Aufhebung der Schutzklausel aber unterstützt. Damit nimmt die Schweiz eine Position gegen den Schutz der Elefanten ein. ■

Demokratie: Ende oder Neubeginn?

Niger blickt – nach einer Reihe von Militärdiktaturen – zurück auf neun Jahre politischer Stabilität unter demokratischen Verhältnissen. Diese hatten sowohl wirtschaftliche Fortschritte gebracht, als auch die rebellischen Tuareg im Norden befriedet. Doch der gewaltsame Versuch des Präsidenten Mamadou Tandja, sich in seinem letzten Amtsjahr die konstitutionelle Möglichkeit für eine dritte Amtszeit zu schaffen, legte die Demokratie erneut in Scherben. Der Protest gegen ein Referendum zur Änderung der Verfassung wurde niedergeschlagen, das opponierende Parlament kurzerhand aufgelöst ebenso wie das Verfassungsgericht, das sich auch quer stellte. Im Ausland regte sich Kritik, doch das so vorbereitete Referendum gewährte die gewünschte Verfassungsreform mit 92,5 Prozent der abgegebenen Stimmen. Die Opposition hatte die Abstimmung boykottiert, ebenso wie die Wahlen für ein neues Parlament zwei Monate später, aus denen die Partei des Präsidenten siegreich hervorging. Nun machte ECOWAS, das Militär- und Wirtschaftsbandnis Westafrikas, ernst mit seinem Protest und suspendierte die Mitgliedschaft des Niger.

Das putschende Militär, das den starrköpfigen Präsidenten im Februar wegfegte, übergab die Macht bald danach einer Übergangsregierung mit einem zivilen Premier. Ein Datum für Wahlen ist allerdings noch nicht angesetzt und die Verhaftung von zehn früheren Ministern und anderen Getreuen Tandjas unter der Anklage der Subversion wirft neue Fragen auf. ■

In Memoria Sharpeville-Massaker 1960

Das Massaker von Sharpeville jährte sich am 21. März zum 50. Mal, ein Ereignis, das dem Westen erstmals die Augen öffnete über die staatsterroristischen Exzesse der Apartheid in Südafrika (1948 bis etwa 1991).

Sharpeville, Ort einer grossen, aber friedlichen Demonstration der Schwarzen, die von der Polizei der damaligen weissen Minderheitsregierung Südafrikas in ein Blutbad mit 69 Toten und Hunderten von Verwundeten verwandelt wird. Manifestationen gegen die Pass-Gesetze, aufgrund derer ein «Schwarzer» oder «Farbiger» sich legal nur noch gerade in seinem Wohnquartier und Arbeitsort aufhalten durfte, und die jederzeit zu Verhaftungen führen konnten, waren ebenso vom African National Congress (ANC) wie vom Pan-Africanist Congress (PAC) im ganzen Land angesagt. Sie mobilisierten Hunderttausende, was Grund für die Regierung Verwoerd war, ein solches «Exempel zu statuieren». Im gleichen Sinne wurde in der Folge ein fünfmonatiger Ausnahmezustand erklärt und Hunderte von schwarzen Anführern verhaftet. ANC und PAC wurden verboten, und trotzig trat Südafrika aus dem Commonwealth aus, der es mit Ausschluss bedrohte.

Die beiden Massenorganisationen tauchten in den Untergrund ab und beschlossen, den von Mahatma Gandhi in Südafrika begründeten Weg des gewaltlosen Widerstandes aufzugeben, d.h. den bewaffneten Kampf aufzunehmen. PAC schuf sich einen militärischen Arm namens «Poqo», während der ANC «Unkhonto we Sizwe» gründete und international tätige Strukturen aufbaute.

Die brachiale Gewalt, mit welcher der Apartheid-Staat die selbst geschaffenen Rassenprobleme zu unterdrücken gewillt war, überschritt endlich die Toleranzgrenze der internationalen Gesellschaft. Selbst die westlichen Staaten protestierten scharf und die von der UNO beschlossenen Sanktionen wurden vollstreckt.

Sharpeville war ein Wendepunkt in der Geschichte Südafrikas, ein historisches Datum. ■

30 Jahre Zimbabwe

Kein Grund zum Feiern

Am 18. April dieses Jahres wurde Zimbabwe 30 Jahre alt. Grund zum Feiern gibt es wenig – dazu ist die Situation zu schlecht. Die im Februar 2009 eingesetzte gemeinsame Regierung von ZANU-PF und MDC hat jedoch allen Unkenrufen zum Trotz gehalten – und eine neue Realität geschaffen. Ein Situationsbericht von Barbara Müller.

Niemand würde heute die Bezeichnung «Juwel von Afrika» für das Land am Limpopo gebrauchen, wie dies der frühere tansanische Präsident Julius Nyerere tat, obwohl in Zimbabwe erst kürzlich ironischerweise riesige Diamantenvorkommen entdeckt wurden. Traurig und wütend erinnern sich die Zimbabweerinnen und Zimbabweer an die äusserst wechselvolle Geschichte ihrer Unabhängigkeit, die mit der damals an die Macht kommenden ZANU-PF und deren Führer Robert Mugabe untrennbar verknüpft ist.

Ein Blick auf die achtziger Jahre macht die Diskrepanz deutlich. In einem Brief an das Geburtstagskind beschwört Everjoyce Win, eine heute in Johannesburg lebende Schriftstellerin, die Zeit ihrer Jugend im ersten Jahrzehnt der Unabhängigkeit. «Mitte der 80er Jahre standest du sicher auf den Füßen und dein Stern begann zu scheinen. Auf den regionalen und internationalen Bühnen nahmst du eine führende Position ein. Alle wollten bei diesem Frühlingserwachen dabei sein. ... Du hast die Internationale Buchmesse in Harare beherbergt, das Filmfestival des Südlichen Afrika, die Gesamtafrikanischen Spiele, die Gipfelkonferenz der blockfreien Staaten. Die kulturelle Szene war fantastisch: Theater, Musik, Bücher, Magazine – was das Herz begehrt – wir hatten es. ... Ich berauschte mich an diesem Umfeld. Dein Name und meine Staatsbürgerschaft erfüllten mich mit Stolz.»

Auch Everjoyce Win verweist in ihrer Elogie auf die zeitgleich durchgeführten Massaker der zimbabweischen Armee an der Bevölkerung in Matabeleland, die bis heute nicht aufgearbeitet sind und ihre Schatten in die Gegenwart werfen. Dieses Ereignis verweist darauf, dass die autoritären und menschenverachtenden Züge des Regimes schon damals vorhanden waren. Sie wurden jedoch weder im Zimbabwe noch auf internationaler Ebene genügend ernst genommen. Zu gross war die Strahlkraft der zimbabweischen Blütezeit.

Zimbabwe hat damals viel in das Erziehungswesen und die Gesundheitsversorgung investiert. Es war – nicht nur für die Mittelklasse – selbstverständlich, nach einer guten Ausbildung Karriere zu machen. Auch die Landwirtschaft boomte, nicht nur diejenige der kommerziellen, sprich weissen, Farmer, sondern auch die kleinbäuerliche Produktion wurde gefördert und brachte den Bauern einen gewissen Wohlstand. Die wachsende Verschuldung brachte das Land jedoch in Konflikt mit den Geldgebern. Heute ist es unbestritten, dass die Auflagen des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank mitverantwortlich waren für den wirtschaftlichen und politischen Niedergang, der in den 90er Jahren einsetzte.

Für die in der Folge immer gröbere Züge annehmende Misswirtschaft und Korruption, für die Einschüchterung der Bevölkerung, die gefälschten Wahlen und die schweren Menschenrechtsverletzungen kann hingegen nur die Regierung der ZANU-PF unter Robert Mugabe verantwortlich gemacht werden. Diesem ist es mit seiner antiwestlichen Rhetorik gelungen, sich in grossen Teilen Afrikas und des Südens als Opfer der westlichen Machtpolitik darzustellen und sich als Kämpfer für die Anliegen des Südens zu inszenieren.

Deutliche Entspannung im Vergleich zu 2008

Wie sieht die Situation heute aus und was sind die Perspektiven? 2008, das Jahr der dreifachen Wahlen, ist der Bevölkerung als Alptraum in Erinnerung geblieben. Verfolgt von Jugendmilizen mussten Tausende in die Städte fliehen, viele wurden ermordet, verstümmelt, Frauen systematisch vergewaltigt, wenn sie sich zur Oppositionspartei MDC bekannten. Trotzdem war klar, dass die MDC die Wahlen gewonnen hatte.

Damals befand sich das Land am Rand des Abgrunds: Eine Inflation von mehreren Millionen Prozent legte das Wirtschaftsleben lahm, wegen Devisenmangel konnte nichts mehr importiert werden, Treibstoffmangel und das Verbot von humanitären Einsätzen führten zu einer akuten Hungersnot, nicht funktionierende Kliniken ohne Medikamente hatten der Choleraepidemie nichts entgegen zu setzen, Schulen und Hochschulen waren geschlossen, die ländlichen Gebiete eigentliche «no go areas». Verglichen mit dieser Situation sieht es heute wesentlich besser aus.

Als die drei Parteiführer – Morgan Tsvangirai für die MDC, Robert Mugabe für die ZANU-PF und Arthur Mutambara für die MDC-Abspaltung – im September 2008 dank den Vermittlungsbemühungen Südafrikas ein Abkommen unterzeichneten, wusste niemand, ob dieses das Papier wert war, auf dem die Tinte der drei Unterzeichner trocknete. Und anfänglich sah es gar nicht gut aus, brauchte es doch annähernd fünf Monate, bis sich die Parteien auf eine gemeinsame Regierung einigen konnten. Diese wurde im Februar 2009 eingesetzt mit Robert Mugabe als Präsident, Morgan Tsvangirai als Premierminister und Arthur Mutambara als Vizepremierminister.

Erstaunlicherweise hat das Abkommen gehalten. Der neue Finanzminister Tendai Biti führte unverzüglich rigorose Kontrollmechanismen ein. Er setzte die zimbabweische Währung ausser Kraft und führte internationale Devisen als Zahlungsmittel ein (vor allem US-Dollar, südafrikanische Rand und botswanische Pula). Damit hat er die Inflation und die Währungsspekulation stoppen können. In den Läden ist heute wieder alles zu kaufen, wenn man denn dafür bezahlen kann. Schulen und Spitäler funktionieren und die Gewalt gegen Oppositionelle hat merklich nachgelassen.

Herausforderungen für die Zukunft

Auch die Staatsangestellten erhalten ihren Lohn in Devisen, er liegt zwischen 120 und 200 US-Dollar. Trotz Forderungen nach Lohnerhöhung hat Finanzminister Biti verfügt, dass es nicht mehr Lohn geben wird, weil der Anteil der Lohnkosten am Staatsbudget bereits jetzt 70 Prozent betrage und er keine neuerli-

che Inflation auslösen wolle. Bei einer Arbeitslosenrate von 80 bis 90 Prozent behindert die geringe Kaufkraft der Staatsangestellten auf der anderen Seite die wirtschaftliche Erholung. Zwar hat Zimbabwe 2009 nach einem während acht Jahren kontinuierlich negativen Wirtschaftswachstum 2009 zum ersten Mal positive Zahlen geschrieben. Angesichts der Bedürfnisse für die Rehabilitierung von Industrie, Infrastruktur und sozialen Diensten hat dies jedoch noch keine grundsätzliche Verbesserung der Situation gebracht. Ein Engpass besteht auch deshalb, weil im ersten Quartal von dem von der UNO für dringende Bedürfnisse berechneten Beitrag von 378 Millionen Dollar erst deren zwölf eingingen, trotz positiven Berichten der Geldgeber und Hilfsorganisationen bezüglich der Zusammenarbeit im vergangenen Jahr.

Die Lage der Bevölkerung ist nach wie vor schwierig. Die Wenigsten haben Zugang zu Devisen und haben deshalb grosse Mühe über die Runden zu kommen. Wegen ungenügendem Niederschlag ist die diesjährige Ernte schlecht ausgefallen. Dies betrifft vor allem das Matabeleland und Teile der Provinz Masvingo. Gemäss einem Bericht der UNICEF werden gegenwärtig 78 Prozent der zimbabweischen Bevölkerung als absolut arm eingeschätzt, während 55 Prozent ihren grundlegenden Nahrungsbedarf nicht decken können und deshalb an chronischem Hunger leiden. Von dieser extremen Mangelsituation sind 6,6 Millionen Menschen betroffen, darunter 3,3 Millionen Kinder. Trotzdem scheint die Versorgungslage weniger angespannt zu sein als in früheren Jahren, unter anderem auch deshalb, weil das Monopol der staatlichen Getreidebehörde aufgehoben wurde und die Bauern ihre Ernte frei verkaufen können.

Bereits im Wahlmodus für 2011

Die jetzige Regierung Zimbabwes ist das Resultat eines ausgehandelten Kompromisses – sie ist nicht durch den Wählerwillen legitimiert. Laut dem gemeinsamen Abkommen soll eine Verfassungsreform und danach möglichst bald Wahlen durchgeführt werden. Bereits liegt ein umstrittener Verfassungsentwurf vor, der von Exponenten von ZANU-PF und der MDC hinter verschlossenen Türen ausgearbeitet wurde. Dieser will die starke Position des Präsidenten beibehalten und wird von der Zivilgesellschaft deshalb abgelehnt. Diese verlangt eine breite Konsultation der Bevölkerung. Gegenwärtig sollen im ganzen Land Konsultationen über die Verfassung abgehalten werden. Dabei setzen die Anhänger der ZANU-PF die Landbevölkerung unter massiven Druck, sich für den der ZANU-PF genehmen Entwurf auszusprechen. Seit Mugabe und Tsvangirai für 2011 Wahlen angekündigt haben, befindet sich das Land bereits wieder in einer Art Vorwahlperiode.

Die Menschenrechtssituation bleibt unbefriedigend. Gewaltakte gegen Anhänger der Opposition werden nach wie vor verübt und von der Polizei nicht geahndet. Unter falschen Anschuldigungen werden Oppositionspolitiker, NGO-Mitarbeiter, Journalisten und Künstler verhaftet und vor Gericht gestellt. Ein Beispiel dafür ist Roy Bennett, den die MDC als Vize-landwirtschaftsminister nominierte, dem immer wie-



Ausgebranntes und ausgeweidetes Haus in Chipinge.
Foto: Barbara Müller

der neue Vergehen angelastet werden, die dann wieder fallen gelassen werden, wenn sie sich als unhaltbar erweisen. Ein anderes Beispiel sind der Künstler Owen Maseko und der Direktor der Nationalen Kunstgalerie von Bulawayo, die verhaftet wurden wegen einer Ausstellung mit Gemälden über die Matabeleland-Massaker in den frühen 80er Jahren. Immer noch werden Farmen besetzt, die dann von einem korrupten Politiker übernommen werden.

Eine interessante Debatte wird derzeit über das Thema internationale Sanktionen geführt. In der Darstellung der ZANU-PF sind die internationalen Sanktionen schuld an der desolaten Lage des Landes und die MDC wird für deren Aufhebung haftbar gemacht. In dieser Umkehrargumentation beweist die schlechte Wirtschaftslage die Tatsache der Sanktionen. Dabei ist festzuhalten, dass es gar keine umfassenden Sanktionen gegen Zimbabwe gibt. Neben einem Waffenembargo hat die EU gezielte Massnahmen gegen Exponenten der ZANU-PF verhängt, denen eine Verbindung zu Menschenrechtsverletzungen vorgeworfen wird. Diese Massnahmen, denen sich auch die Schweiz angeschlossen hat, beinhalten Reisebeschränkungen und die Beschlagnahmung von Bankguthaben dieser Personen und ihrer Firmen. Die 2001 vom US-Kongress beschlossenen Massnahmen (ZDERA) gehen weiter und verpflichten die USA gegen Kredite oder Schuldenerlass für Zimbabwe einzutreten, solange die Rechtsstaatlichkeit in Zimbabwe nicht wieder hergestellt ist. Die Massnahmen dieser Länder sind im März dieses Jahres um ein weiteres Jahr verlängert worden. Hingegen wurden die Stimmrechte Zimbabwes beim IWF wieder hergestellt und die Weltbank beteiligt sich an einem multilateralen Fonds für den Wiederaufbau.

Die gemeinsame Regierung hat eine neue Realität geschaffen, der auch die internationale Politik gegenüber Zimbabwe Rechenschaft tragen sollte. Zusammenarbeit und gezielte Massnahmen sollten kombiniert werden, um die Entwicklung des Landes zur Demokratie voranzubringen. In der jetzigen Situation stagnierte die Wirtschaft und die erzielten Verbesserungen seien in Frage gestellt, wenn die Entwicklung nicht gefestigt wird, lautet die Argumentation der BefürworterInnen einer flexiblen Politik gegenüber Zimbabwe.

Barbara Müller ist Geschäftsführerin des Fonds für Entwicklung und Partnerschaft in Afrika fepa (www.fepafrika.ch) und langjähriges Mitglied des Afrika-Komitees.

Literatur

Buchbesprechungen

Erzählmosaik feinsinniger Beobachtungen: ein literarisches Portrait der Stadt Johannesburg

cg. Der südafrikanische Autor Ivan Vladislavi ist Johannesburgs «oberster Stadtschreiber», wie ihn sein Kollege Kevin Bloom treffend genannt hat. Viele seiner Romane spielen in der grössten Stadt Südafrikas; einer Stadt, die der Autor selbst seit Jahrzehnten bewohnt und mit Achtsamkeit und Zuneigung verfolgt. In «Portrait with Keys» gibt er ein Stadtportrait, das in 138 Erzählfragmenten Geschichten, Beobachtungen und Schnappschüsse Johannesburgs nach dem Ende der Apartheid festhalten.

In seinen Beobachtungen fällt er nie auf stereotype, dichotome Repräsentationen Johannesburgs von «Stadt des Goldes» oder, wie weit besser bekannt, von Gewalt, Verbrechen und Angst zurück. Immer im Wissen der Geschichte Johannesburgs spürt er den kleinen Geheimnissen der Stadt nach: Er findet ein Kinderspielzeug versteckt in einer Hausmauer, hinter einem Vorhang der Art Gallery bemerkt er die Fussspitzen zweier «street kids», die sich zum Übernachten dort verstecken. Oder er entdeckt das säuberlich angeordnete Hab und Gut eines Obdachlosen unterirdisch versteckt unter den Gullydeckeln der Stadtwasserleitung. Vladislavis aufmerksames Lesen der Stadt bringt das Verborgene und Intime – manchmal auch das Komische und Absurde – der Stadt zum Vorschein. ■

Vladislavi, Ivan:
Johannesburg. Insel aus Zufall.
Deutsch von Thomas Brückner.
München: AI Verlagsgesellschaft. 2008.

Als Illegaler auf dem Weg nach Europa

sg. Der italienische Journalist Fabrizio Gatti, heute Chefreporter des «Espresso», unternahm es 2007, gemeinsam mit unzähligen Afrika-Flüchtenden die Wüste zwischen Agadez und der libyschen Grenze zu queren.

Zusammen mit Hunderten auf vollbepackte Lastwagen gepfercht und dies gegen erkleckliche Summen, erfährt er eins zu eins die Lebensgeschichten, Erfahrungen und kleinen Hoffnungen der Auswanderer und lebt einen Teil der unsäglichen Strapazen mit. Diese werden aber noch übertroffen durch die Schrecken der Grenzpassierungen zwischen Staaten, die auch nicht vorgeben, Rechtsstaaten zu sein und von entsprechend willkürlichen Staatsknechten bewacht sind. Die Schicksale einiger Mitreisenden verfolgend, gewinnt Gatti Einblick, wie in den von der EU als Schutzwälle verpflichteten Mittelmeer-Anrainerstaaten die Abwehr der Migration realisiert wird. Überfüllte Gefängnisse und Internierungslager, Beraubung und Folter kosten Hunderten die Ersparnisse und die Gesundheit, nicht wenigen das Leben. Die menschenverachtende Willkür paart sich mit den juristisch geregelten Abschiebungen aus Europa, und wiederholt sich dort nicht weniger grauslich.

Die Dichte des Leidens und der Grausamkeit macht ein kontinuierliches Lesen zum Albtraum, doch in Dosen, entlang der Vielzahl von Einzelschicksalen gelesen, bereichert das Buch wie ein «Candide» von Voltaire. ■

Fabrizio Gatti:
Bilal – als Illegaler auf dem Weg nach Europa, München 2010 (Verlag Antje Kunstmann)

Kein Ende der Geschichte

sg. Erlösung, Erwartung von Kompensation und das Gefühl, am «Ende der Geschichte» angelangt zu sein, mag die breite Masse der Südafrikaner 1994 erfasst haben. Die Loyalität der Befreiten für den siegreichen ANC kannte im ersten Jahrzehnt nach dem Erringen der Demokratie kaum Grenzen. Die Basisbewegungen wurden durch den nationalistischen, die Rassenbefreiung betonenden Diskurs einvernommen von den wieder offiziellen Parteien. Im doppelten Effekt des

Aufstiegs der Kader in politische Funktionen, der raschen Schichtung der afrikanischen Bevölkerung und der Regionalisierung der Programme zerfaserten die Netzwerke.

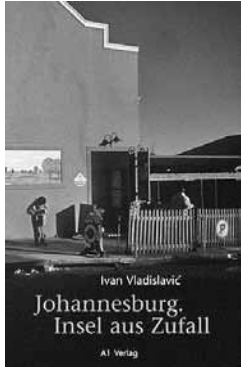
Doch das Erleben, dass die Apartheid der Rassen mit den getreulich befolgten Weltbank-Rezepten mehr und mehr in eine Klassen-Apartheid übergang, weckte die Erfahrung des Kampfes an der Basis erneut. Dass die weitgehend neoliberale Politik der ANC-Regierung das Kapital und nicht die Arbeit fördert, erfährt die um ein Auskommen ringende Unterschicht in der gestiegenen Arbeitslosigkeit, den spärlichen Verbesserungen und Leistungen des Staates. Die neu entstehenden Bewegungen orientieren sich zuerst an ihren Bedürfnissen, wehren sich gegen das geringe Interesse an der Förderung der breiten Masse. Übergeordnete Theorien sind nicht unbedingt Sache der Basis, doch auch eine anwaltschaftlich agierende Opposition regt sich erneut.

Am Vorabend des Fussball-Ereignisses ergeben die 18 Beiträge namhafter Autoren und Aktivisten ein hoch spannendes Bild des heutigen, politischen Südafrikas. ■

Jens Erik Ambacher und Romin Khan (Hg.):
Südafrika – die Grenzen der Befreiung,
Berlin und Hamburg 2010 (Verlag
Assoziation A)

Wider das Vergessen

bfr. «Draussen vor dem Fenster wartet die Nacht darauf, dass ich sterbe.» – So beginnt Marias schicksalhafte Erzählung. Die sechsfache Mutter, die zuvor versucht hat, sich aus ihrer einengenden Ehe und den starren gesellschaftlichen Konventionen des 19. Jahrhunderts zu befreien, verbringt ihr letztes Lebensjahr in der psychiatrischen Anstalt, ihrer Sprache beraubt, der Körper gelähmt. Wer wird ihr zuhören, wenn sie sich erinnert? Der fesselnde Debütroman der südafrikanischen Autorin porträtiert zwei starke und freiheitsliebende



Neue CD

Frauen auf dem Weg zu sich selbst: Maria Jacoba Schultz und ihre Urenkelin Anna Bertrand, die das Schweigen über Maria nicht zur Ruhe kommen lässt. Anna versucht, Stück für Stück dem Schicksal ihrer Urgossmutter auf die Spur zu kommen und erkennt dabei, was in ihrem eigenen Leben wirklich wichtig ist.

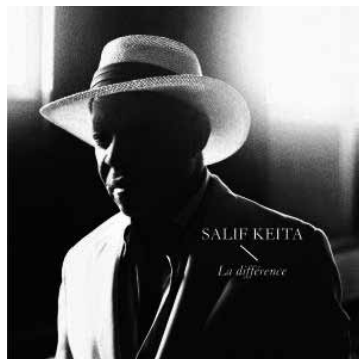
In starken sprachlichen Bildern setzt sich Anne Schuster mit der Selbstbestimmung der Frau, mit Moralvorstellungen und auch mit dem Tod auseinander. ■

Anne Schuster:
Begegnungen mit einer Vergessenen,
Gronau 2008 (Kalliope)

Wuchtige Anklage

red. Mwangis Auseinandersetzung mit dem Völkermord in Afrika und eine Parabel auf die Gier nach Macht und die Kraft der Liebe und des Mitleids: Vor den Toren einer afrikanischen Grossstadt, in einer Grube, die für den Müll ausgehoben wurde, leben die Aussortierten der Gesellschaft. In einer Hütte sitzt ein blinder Alter, der sich erinnert, wie alles begann. An die Verschwörung, das Schleifen der Macheten, das Morden. Der Junge, der die Hütte mit ihm teilt, klagt den Alten an, weil der nichts verhindert hat. In ihm wächst die Wut. Eines Nachts verlässt er die Grube, um einen lang gehegten Plan auszuführen. Um seinetwillen, um des Alten willen. Und um des Mädchens willen, das wie er in der Grube lebt und seine Kinder mit bitteren Pflanzen am Leben hält. Inmitten eines apokalyptischen Szenarios entspinnt sich eine hochmoralische Geschichte. Meja Mwangi, den wir so noch nie gehört haben, wählt für seine Geschichte die Form der Parabel, denn was er erzählt, scheint erschreckend wiederholbar. Es trifft die Ereignisse in Ruanda, findet Parallelen in Somalia, in Zimbabwe und in der jüngsten Geschichte Kenias. ■

Meja Mwangi:
Big Chiefs, Wuppertal 2009



Salif Keita: La Différence

Mit La Différence beendet Salif Keita, der grosse Sänger aus Mali, eine Art akustische Trilogie. 2002 und 2005 erschienen die vorzüglichen Alben Moffou und M'Bemba. Auch auf La Différence engagiert sich der Albino Salif Keita für die Rechte der und den Respekt vor den Albinos. Dafür gründete er die Stiftung Salif Keita pour les Albinos. Gerade in den letzten Jahren erschütterten Meldungen über grosse Unterdrückung der Albinos in Teilen Afrikas die Welt. Es geschahen Morde, um dann Teile der Leichen für mystische Zwecke zu gebrauchen. Albino-Blut soll Ertrag in Minen bringen. Albino-Fleisch soll Fische anziehen. Schrecklicher Aberglaube in der heutigen Zeit. Sogenannte Schamanen bringen Unsinn unter die Bevölkerung. Aufklärung ist angesagt. Darin sieht die Stiftung von Salif Keita ihre Arbeit im Besonderen.

Auf La Différence sind schöne Neuinterpretationen einiger Hits von Salif Keita zu hören. So Seydou, Folon und Papa. Neue

Songs, wie Ekolo D'Amour und San Ka Na sind pointierte Stellungnahme für mehr ökologisches Bewusstsein. Salif Keita kann hier aus eigener Erfahrung sprechen ist er doch in Djoliba, einem Dorf am grossen afrikanischen Fluss Niger aufgewachsen. Andere Songs kommen im Oriental-Stil daher. Mit echten musikalischen Beiträgen aus dem Libanon. So Samiga und das erwähnte San Ka Na. Das erinnert ein wenig an die Platte Egypt von Youssou n'Dour aus Senegal, welcher übrigens gerade eine empfehlenswerte neue CD im Reggae-Stil herausbrachte. Programmatisch ist ihr Name: Dakar – Kingston.

Salif's Keita neue CD kommt 25 Jahre nach seinem Solo-Einstand mit der legendären Soro. Doch La Différence ist ruhiger und von einer besonderen Intensität. Da spielen sicher auch die zwei Ausnahmegitarrierten Kante Manfila und Djelly Moussa Kouyaté eine wichtige Rolle. Dazu gibt es gekonnt eingesetzte Balafon- und N'Goni-Einsätze.

Die CD wurde zwischen Bamako – in Keitas eigenem Studio Le Moffou – sowie in Paris und Brüssel eingespielt. Produziert wurde sie von den Talenten Patrice Renson und Joe Henry. La Différence bringt beste Musik, jedes Stück spricht für sich. Und aktuell ist sie auch. ■

Salif Keita. La Différence. 9 Tracks.
Totale Spielzeit etwa 50 Minuten. Universal France.
Und noch eine Empfehlung: Youssou N'Dour. Dakar – Kingston. 13 Tracks.
Etwa 60 Minuten. Universal France.

Die Besprechung verfasste Pius Frey.

Bezugsadresse für CD:
Buchhandlung Comedia,
Katharinengasse 20,
9004 St. Gallen.
medien@comedia-sg.ch.
www.comedia-sg.ch, mit
umfassendem
Angebot aktueller CDs mit
Musik aus Afrika.

Das Afrika-Bulletin im Netz

**Diese und ältere Ausgaben und
zusätzliche Materialien finden Sie im Netz unter:
www.afrikakomitee.ch**

Fussball-WM in Südafrika

Laduuuuuma – Tooor!

hus. Das zweite sportliche Jahresereignis nach den Olympischen Winterspielen steht bevor: Die Fussball-Weltmeisterschaft in Südafrika. Nun ist es nicht die Kernkompetenz des Afrika-Bulletins, dazu fundierte Einschätzungen oder Hintergrundberichte zu liefern, das können andere besser.

Was wir jedoch beitragen können, ist die etwas andere Sicht auf König Fussball in Afrika. Vorab darf festgestellt werden, dass die Durchführung der Fussball-WM in Südafrika grosse Teile nicht nur der südafrikanischen Bevölkerung mit Stolz erfüllt. Zwar standen sich zuletzt im Ausstich Marokko und Südafrika gegenüber, aber andere Aspiranten auf die Durchführung blieben auf der Strecke. Dass der Vergabeentscheid durch Intrigen und ein undurchsichtiges Beziehungs- und Abhängigkeitsnetz zustande kam, kümmert heute kaum mehr. Die Vergabe an Südafrika mag auch von Mut zeugen: Denn weder hat Südafrika einen Ausweis über die erfolgreiche Durchführung ähnlicher Anlässe, noch hatte es die notwendige Infrastruktur. Seit

der Vergabe im Mai 2004 sind ein paar Jahre vergangen. Und die neuen Sportstadien stehen bereit. Aber es hat sich auch das politische und wirtschaftliche Bild Südafrikas verdunkelt.

Fussball ist in allen afrikanischen Ländern die beliebteste Sportart. Afrikanische Fussballer sind in vielen Ländern die bekanntesten Exportprodukte. Zum Beispiel Didier Drogba aus der Elfenbeinküste, der in seiner Heimat Kultstatus hat und durch seine Auftritte zur Beendigung des Bürgerkrieges zwischen Nord und Süd beitrug. Oder George Weah, der sich seit Mitte der 1990er Jahre für humanitäre Projekte in seiner Heimat Liberia engagiert und nur ganz knapp nicht zum Staatspräsidenten gewählt wurde. Oder aus der etwas älteren Generation Eusebio da Silva Ferreira, der aus dem damals noch portugiesischen Mozambique nach Portugal kam und 1965 zu Europas Sportler des Jahres gewählt wurde.

Ähnlich wie in Lateinamerika stellt Fussball für zahlreiche Jugendliche oft die einzige Möglichkeit dar, aus der Armut aufzusteigen. Training unter widrigsten Umständen, Spielbetrieb mit Improvisationen, kaum Geld für Trikots und Fussbälle; unter solchen Umständen den Weg in die nördlichen Fussballligen zu finden, heisst schon was.

Afrikanischer Fussball ist – zeitaktuell – auch Gegenstand eines spannenden Buches, das der langjährige Zeit-Korrespondent in Afrika, Bartholomäus Grill, geschrieben hat. Grill, nach eigenem Bekunden selbst ein schlechter Fussballer, aber umso begabter in der Recherche der afrikanischen Fussballwelt, fügt Geschichten und Episoden um «König Fussball» aus verschiedenen Ländern Afrika zu einem unterhaltsamen Reader zusammen. ■

Bartholomäus Grill, Laduuuuuma! Wie der Fussball Afrika verzaubert, Hamburg 2009 (Hoffmann und Campe)

LeserInnenservice

Ich bestelle beim Afrika-Komitee

- «Südafrikanische Küche», 2., erw. Auflage (Fr. 29.– + Fr. 4.– Porto)
- «Afrikanisch Kochen» (Fr. 28.– + Fr. 4.– Porto)
- Oliver Mtukudzi, «The Other Side», CD (Fr. 27.– + Fr. 2.– Porto)
- Afrika-Bulletin 137: Landgrabbing in Afrika
- Afrika-Bulletin 136: Afrika und die Demokratie
- Afrika-Bulletin 135: Millenniumsziel: Bildung für alle!
- Afrika-Bulletin 134: Börsencrash, Wirtschaftskrise und Dritte Welt
- Afrika-Bulletin 133: Standortbestimmung Entwicklungszusammenarbeit
- Afrika-Bulletin 132: Afrikanische Diaspora
- Afrika-Bulletin 131: Die Schweiz und die Sklaverei
- Afrika-Bulletin 130: Zukunft Biodiesel ?
- Afrika-Bulletin 129: Kampf um Rohstoffe

Ich abonniere das «Afrika-Bulletin»

- Ich werde Mitglied des Komitees (Fr. 60.–/Euro 40.– Jahr, inkl. Bulletin)
- Jahresabonnement (Fr. 25.–/Euro 20.–)
- Unterstützungsabonnement (Fr. 50.–/Euro 35.–)

Ich möchte mehr über das Afrika-Komitee wissen

- Jahresbericht 2007
- Plattform des Afrika-Komitees
- Ich kann für das Afrika-Bulletin werben, sendet mir Probeexemplare zum Verteilen

Name

Strasse

PLZ/Ort

Filmtipp

Im Vorfeld der Fussball WM in Südafrika zeigt die KEESA den aktuellen Dokumentarfilm «When the Mountain Meets its Shadow», der anhand von vier ProtagonistInnen ungelöste Probleme aus der Apartheidzeit – das «unfinished business» – anschaulich darstellt. Weitere Vorführungen mit Diskussion und Gästen:

Luzern: Freitag, 28. Mai, 19.30 Uhr,

im Romerohaus, Kreuzbuchstrasse 44

Zürich: 6./13./20./27. Juni, Sonntags-Matinée 12 Uhr, Kino XENIX, Kanzleistr. 52

Basel: Donnerstag, 10. Juni, 18.30 Uhr, Union, Klybeckstrasse 95